

Barbara Hustedt

Geistlich - solidarisch - überzeugend

Theologische Herausforderungen in einer sich wandelnden Kirche

Ja, die Kirche wandelt sich. Obwohl äußerlich betrachtet in der Kirche vieles beim Alten bleibt: Gottesdienst sonntags um 10.00 Uhr, Christenlehre, Konfirmandenunterricht, Taufen, Trauungen, Beerdigungen, Bibelgruppen, Kirchenmusik, Gemeindefeste. Insider finden beim Blick in den Gemeindebrief viel Vertrautes und Verlässliches.

Aber die Kirche wandelt sich. Aus vormals 8 Pfarrstellen in einer Stadt wurden 2,5. Von 5 Katechetinnen tun jetzt noch 1,5 ihren Dienst. Ehemals selbständige Gemeinden sind jetzt Teil eines Pfarrsprengels. Und auch das: schwule und lesbische Paare können sich evangelisch trauen lassen. Es gibt Religionsunterricht in Kooperation mit der Katholischen Kirche. In die Reihe der Sonntag für Sonntag zu predigenden Abschnitte aus der Bibel sind ein Drittel mehr Texte aus dem Ersten Testament aufgenommen worden. Es tut sich was.

Drei Momente von Veränderung stehen für mich im Moment im Mittelpunkt:

1. Es gibt eine große Sehnsucht nach dem Eigentlichen. Die gab es natürlich schon immer. Aber sie verbindet sich im Moment mit der Hoffnung, auch mal etwas nicht tun zu müssen. Mal was lassen zu dürfen. Verschiedene Visitationsberichte, die auf allen Ebenen der Landeskirche im vergangenen Jahr zum Thema Veränderung durchgeführt wurden, regen an, gezielt darüber nachzudenken, was in einer Gemeinde, in einem Arbeitsgebiet auch gelassen werden kann. Und manchmal ist die Enttäuschung groß, wenn nicht auch sofort konkret gesagt wird, was das sein kann. Auch bei der Neuformulierung der Musterdienstvereinbarung ist das Lassen dürfen ein wichtiger Moment. Pfarrfrauen und Pfarrer wollen wieder „das Eigentliche“ tun, das zu diesem Beruf gehört: Gottesdienst, Seelsorge, Unterricht. Und dafür anderes gerne lassen. Genauso höre ich von Gemeindegremienräten: Nicht noch mehr Datenschutz, Umsatzsteuer und Arbeitssicherheit.

2. Das Kommunikationsverhalten der Menschen ändert sich rasant. Auch in der Kirche. Durch Messengerdienste, Social Media und Internet. Hier tut sich auch ein Graben zwischen den Generationen auf. Jetzt kommen die ersten Digital Natives in die kirchlichen Berufe. Kinder und Jugendliche wird das freuen. Aber analog kommunizierende Menschen fühlen sich abgehängt. Und es entstehen Parallelwelten. Auch in der Kirche. Veranstaltungen, die in den sozialen Medien beworben werden, sind für Nicht-Nutzer dieser Plattformen quasi nicht existent – wie andererseits Veranstaltungen, die nicht über das Internet oder die sozialen Medien beworben werden, für andere Gruppen nicht stattfinden. Wie stehen wir miteinander in Kontakt? Face - to - face oder digital?

3. Moment: Uns steht ein großer Wandel bevor. Die Prognose der Freiburger Studie hat errechnet, dass die Kirchen bis zum Jahr 2060 wesentlich mehr Mitglieder verlieren werden als der demographische Wandel es erwarten lässt. Es ist ähnlich wie beim Klimawandel. In man-

chem spüren wir die Veränderung schon, wenn sich Pfarrstellen nicht mehr besetzen lassen, wenn die entscheidende Frage der Medien an die Kirche die ist, wie sie mit den zurückgehenden Mitgliederzahlen umgeht. Die nächsten 10 Jahre werden auch bei uns in der Kirche entscheidend sein. Welche Herausforderungen sind also zu meistern? Ich fasse sie unter drei Überschriften:

1. Die Sehnsucht nach dem Eigentlichen: Wie wir zu Kräften kommen.
2. „Wir“ und „die“: Wie wir beisammen bleiben.
3. Wir haben einen Auftrag: Wie das Evangelium zu den Menschen kommt.

1. Die Sehnsucht nach dem Eigentlichen: Wie wir zu Kräften kommen.

Peter Scherle, Direktor des Theologischen Seminars in Herborn, plädiert in einem Artikel der Frankfurter Allgemeinen Zeitung dafür, die strukturelle Überdehnung der Kirche als Organisation zu beenden und sich den geistlichen und theologischen Herausforderungen zu stellen, die in ihrem gesellschaftlichen Bedeutungsverlust liegt. Wörtlich schreibt er: „Wir brauchen eine Theologie der Krise, die in der Brüchigkeit der menschlichen Erkenntnis und unserer Zivilisation jenem Wehen des Heiligen Geistes lauscht, das uns erkennen und sagen lässt, wie uns Gott fehlt.“¹

Wahrnehmen, wie Gott uns fehlt. Es hört sich vielleicht ein wenig pathetisch an. Aber es deckt sich mit dem, was ansteht. Wir wollen geistlicher werden. Uns mit dem Eigentlichen befassen. Mit Seelsorge und Gottesdienst. Nah bei den Menschen sein und nah bei Gott. Und weitere strukturelle Veränderungen – wenn überhaupt - von einem theologischen Anliegen her zu begründen, nicht getrieben von institutionellem Selbsterhaltungswillen. Das heißt nicht, sich von der Welt zurückzuziehen. Es bedeutet nur, die geistlichen Kraftquellen wieder offen zu legen und zu pflegen, gerade um in neuer Kraft für andere da sein zu können.

Insofern verwundert es nicht, dass die Idee eines Sabbatjahres gerade in Kirchengemeinden und sogar Landeskirchen und Bistümern Anklang findet. In Anlehnung an das Sabbatgebot und das im zweiten Buch Mose beschriebene Sabbatjahr, wird ein Ruhejahr ausgerufen. Die Hannoversche Landeskirche hat das Jahr 2019 zur „Zeit für Freiräume“ erklärt.² Jede Gemeinde und Einrichtung ist aufgerufen, in aller Freiheit darüber nachzudenken, was sie in diesem Jahr lässt oder vielleicht anders macht. Im Bistum Osnabrück heißt ein ähnliches Projekt „Zu-Atem-Kommen“.³ Auf der Homepage der Nordkirche findet sich das Beispiel der Kirchengemeinde Waren an der Müritz⁴, die ein solches Sabbatjahr gerade deshalb erfolgreich durchführen konnte, weil die Nachbarn nicht zeitgleich auf demselben Weg waren. So konnte die Gemeinde ihr eigenes Veranstaltungskarussell einmal anhalten und auf die Nach-

¹ <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/zukunft-der-volkskirchen-werte-liefern-koennen-auch-andere-15885445.html> (abgerufen am 17. Oktober 2019)

² www.freiraeume2019.de

³ www.zu-atem-kommen.de

⁴ <http://gottesdienstinstitut-nordkirche.de/wir-sind-dann-mal-bei-uns/> (abgerufen am 17. Oktober 2019)

barn verweisen. Zusammenarbeit hat sich dadurch verstärkt und es ist ein neues geistliches Format entstanden: ein Mittagsgebet. Sehnsucht nach dem Eigentlichen- gepaart mit dem Lassen.

Von Reduktion und Konzentration erzählt einer der Visitationsberichte, der sich mit einem Veränderungsprozess beschäftigt. Die Kirchengemeinden einer Kleinstadt in Brandenburg haben sich in einem Open-Space-Prozess entschieden, ihr gottesdienstliches und gemeindliches Angebot auf einen Ort zu konzentrieren. Nicht mehr viele kleine Gottesdienste parallel, sondern einer gemeinsam mit größerer Beteiligung. So dass das Feiern wieder Freude macht. Und die Stadtgesellschaft weiß, wo die Kirche zu finden ist. Die Konzentration hat Kräfte freigesetzt. Wichtig war geistliche Begleitung in der Veränderung und Trauerbegleitung für die Orte und Aufgaben, die verabschiedet wurden.

Reduktion und Konzentration sind ein Weg, um zu Kräften zu kommen. An einen andern Weg wurde bei einem Gemeindeabend in Hohenschönhausen erinnert. In den 80er Jahren haben Gemeinderüsten und Gemeindegemeinschaften den Mitarbeitenden im Verkündigungsdienst wie den Gemeindegliedern geistliche Zurüstung gegeben, um im widerständigen Alltag zu bestehen. Hieran lässt sich wieder anknüpfen.

Bibelarbeit ist auch ein Weg. Die Basisgemeinden in Brasilien leben davon. Im Pfarrkonvent in Berlin-Nordost habe ich solche als sehr bereichernd erlebt. Die Kirchentage gewinnen aus den Bibelarbeiten ihre spirituelle Kraft.

Ich sehe aber auch die breite Rezeption von Karl Barth in seinem 50. Todesjahr in diesem Zusammenhang. Seine Theologie trifft einen Nerv der Zeit. Es ist Zeit, sich wieder mit Gott als dem ganz Andern zu beschäftigen, der in unserer Gegenwart nicht aufgeht, ihr ein Gegenüber ist und uns herausführt aus der ewigen Debatte um uns selbst.

Um zu Kräften zu kommen, müssen wir unsere eigene Botschaft ernst nehmen. Zu ihr gehört die Erzählung von der Erschaffung der Welt in sieben Tagen, wovon der siebte der Ruhe und dem Gottesdienst dient. Zu ihr gehört, dass wir Hörende werden müssen, weil wir uns die erlösende Botschaft nicht selber sagen können.

2. „Wir“ und „die“: wie wir beisammen bleiben.

Die Gegensätze nehmen zu. Wir erleben eine gespaltene Gesellschaft, die sich auch in der Kirche abbildet. Als der Rat der EKD den Beschluss fasste, ein Rettungsschiff ins Mittelmeer zu schicken, wurde dieser Gegensatz wieder sehr deutlich. Große Begeisterung und Dank auf der einen Seite. Wütende Reaktionen und die Androhung von Kirchenaustritt auf der andern Seite.

Glaube und Weltverantwortung gehören zusammen. Der Einsatz für die Bewahrung der Schöpfung und die Achtung der Menschenrechte steht für mich nicht in Frage. Aber wir können in der EKBO nicht die Fridays for Future-Bewegung unterstützen, ohne gleichzeitig dafür zu streiten, dass die Menschen in der Lausitz, die im Strukturwandel ihre Arbeit verlieren,

eine neue Perspektive bekommen. Der Vizepräsident der BTU Cottbus hat beim Reformationsempfang im vergangenen Jahr sehr eindrücklich eine belastbare Zukunftsvision für die Region angemahnt. Es braucht eine Idee, wohin sich die Lausitz entwickeln wird. „Wer nicht hüpfet, der ist für Kohle“, wurde bei der großen Klimademonstration am 20. September in Berlin gerufen. Ich will hüpfen, aber auch für die Lausitz streiten. Das eine geht in unserer Kirche nicht ohne das andere. Ich erinnere dabei dankbar an das Weihnachtssingen am Werkstor von Siemens und den Kreuzweg zu Karfreitag in Görlitz.

„Wir“ und „die“. Die Sprache, die uns so voneinander trennt, hat auch in der Kirche Einzug gehalten. Hier die, die sich mit großem Engagement für Geflüchtete einsetzen, und dort diejenigen, die sich vor weiterem Zuzug von Geflüchteten fürchten. Hier die Opfer, dort die Gewinner. Hier die Osis, dort die Wessis, die Reihe lässt sich beliebig fortsetzen. Das biblische Zeugnis und unser sozialdiakonischer Auftrag rufen uns in jedem Konflikt eindeutig an die Seite der Schwachen. Aber das Evangelium ruft uns auch zur Versöhnung. Deswegen müssen wir auch den spalterischen Kräften begegnen und Brücken schlagen zwischen den verschiedenen Lagern. Unsere Kirchengemeinden können Dialogräume sein, wo Menschen im geschützten Raum miteinander reden können.

„Wir“ und „die“. Ich denke dabei auch an den Zusammenhalt der Generationen und der verschiedenen Ämter in der Kirche. Die Diskussion um die Begrenzung des Pfarrdienstes macht deutlich, wie sich der Beruf verändert hat. Die Göttinger Praktische Theologin Julia Koll spricht davon, dass mit der neuen Generation der Pfarrerrinnen und Pfarrer der Übergang von der Lebens- zur Berufsförmigkeit des Pfarrberufes möglicherweise vollständig vollzogen wird.⁵ Dienstbeschreibungen und Teilzeitstellen haben den Beruf schon länger anderen Aufgaben vergleichbar werden lassen. Das neue Selbstverständnis wird das Miteinander von Haupt- und Ehrenamt, auch die Zusammenarbeit der verschiedenen Berufsgruppen verändern: Die Arbeit wird dadurch zwangsläufig anders verteilt und auf ihre Notwendigkeit geprüft. Diese Entwicklung ist nicht einzelnen Persönlichkeiten geschuldet, sondern vollzieht sich gerade generell. Dies zu wissen ist hilfreich für die Verständigung in den einzelnen Gemeinden und Kirchenkreisen. In den 80zigen haben wir gelernt, dass Kirche nicht nur durch den Pfarrberuf lebt, sondern durch viele haupt- und ehrenamtliche Charismen. Daran können wir auch hier wieder stärker anknüpfen.

Beieinander bleiben oder auch erst zusammen kommen: 2009 hat die Landessynode der EKBO beschlossen, auf die christlichen Gemeinden unterschiedlicher Sprache und Herkunft zuzugehen, von denen es allein hier in Berlin über 180 gibt. Es ist eigentlich verrückt, dass wir als Christen in dieser Stadt so wenig voneinander wissen. Die Vernetzung mit unsern diakonischen Einrichtungen und Kirchen befindet sich erst in den Anfängen. Sich neu zu entdecken, darin liegt aber sowohl für die Gemeinden unterschiedlicher Herkunft und Sprache und

⁵ Julia Koll, Eine neue Generation im Pfarrberuf. Was die Kirche von ihrem Nachwuchs lernen kann. In: Deutsches Pfarrerberblatt, abgerufen am 18. Oktober 2019 auf <http://www.pfarrerverband.de/pfarrerblatt/index.php?a=show&id=4448>

als auch für die EKBO eine große Chance zur interkulturellen Öffnung und zur innerchristlichen Integration.

3. Wir haben einen Auftrag: Wie das Evangelium zu den Menschen kommt.

Auch wenn die Kirche gute Arbeit leistet, hält es die Menschen nicht davon ab, aus der Kirche auszutreten und trotzdem Leistungen von ihr zu erwarten, wenn sie diese persönlich brauchen können. Ich zitiere noch mal Peter Scherle: „... aus Christinnen und Christen sind Kunden, Konsumenten und User gemacht worden, die sich wenig Gedanken über die Bereitstellung von Leistungen durch Organisationen wie die Kirche machen. Andererseits könnten die Kirchen ihre Dienstleistungen – und dazu gehören auch die ganzen diakonischen und karitativen Einrichtungen – gar nicht mehr zur Verfügung stellen, wenn sie nur Kirchenmitglieder beschäftigen würden.“⁶ Er gibt zu bedenken, dass Gott der Kirche auch durch ihr nicht Zugehörige etwas zu sagen hat.

Es gilt die Absolutheit von drinnen und draußen aufzubrechen. Natürlich muss uns daran gelegen sein, dass Menschen Kirchenmitglied bleiben oder Kirchenmitglied werden. Wir brauchen die Gemeinschaft der Glaubenden, die füreinander einsteht, die füreinander betet, die auch die finanziellen Lasten miteinander trägt. Aber viele von uns kennen die Diskussionen mit möglichen Taufeltern und Paten, Brautpaaren und trauernden Angehörigen, die sich den Zuspruch des Evangeliums erhoffen für ihr Kind, für ihre Beziehung, für die Trauer, ohne die hohe Hürde Kircheneintritt in dem Moment nehmen zu wollen. Und wie frustrierend, wenn frisch gekürte Paten oder frisch getraute Paare kurz nach der Taufe oder Trauung ihren Austritt erklären, weil sie von dem ekklesiologischen Zusammenhang von Taufe und Zugehörigkeit zur Organisation Kirche nicht überzeugt sind. Es ist nötig, und auch die fünfte Kirchenmitgliedschaftsumfrage kommt zu dem Schluss, Kirchenmitglieder und auch Konfessionslose als religiöse Subjekte zu begreifen, die ihren Glauben in je eigener Verantwortung artikulieren und praktisch realisieren. Sie nehmen die Kirche dort wahr, wo Evangelium verkündigt wird. Ich halte es für dringend erforderlich, hierauf auch strukturell zu reagieren und Konzepte für eine gestufte Mitgliedschaft zu entwickeln. Denn es gibt eine Bereitschaft, die partielle Teilhabe an kirchlichem Leben auch finanziell mitzutragen.

Die Prognose der Freiburger Studie hat unmissverständlich gezeigt, dass Menschen in der Mehrheit dann aus der Kirche austreten, wenn sie mit dem ersten selbstverdienten Gehalt auch Kirchensteuer bezahlen müssen und bis dahin keine innere Bindung zur kirchlichen Arbeit aufgebaut haben. Wer eine gute kirchliche Sozialisation durch einen evangelischen Kindergarten, Christenlehre, Religionsunterricht, Konfirmandenunterricht und Jugendarbeit erlebt hat, zeigt eine geringere Bereitschaft, die Kirche zu verlassen als andere. Was also hält uns davon ab, unsere Kräfte hier zu verstärken? Ich lebe in Weißensee. Dort gibt es drei staatliche Grundschulen. Nur in einer von ihnen wird überhaupt evangelische Religion angeboten. Und das auch nur bis zur vierten Klasse. Wieso schafft es der Humanistische Verband

⁶ <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/zukunft-der-volkskirchen-werte-liefern-koennen-auch-andere-15885445.html> (abgerufen am 17. Oktober 2019)

(HVD) mit nur rund 15.000 Mitgliedern in Berlin und Brandenburg und einer vergleichbaren Refinanzierung wie die Kirche überall bis zur 6. Klasse Lebenskunde anzubieten?⁷ Ich wünsche mir eine viel stärkere Verzahnung von Schule und Kirchengemeinde. Hier haben wir die Chance, in die Gesellschaft hinein zu gehen und von unserm Glauben zu erzählen. Lasst sie uns nutzen.

Der digitale Raum eröffnet der Kirche eine neue Form von Beteiligung. Internetnutzer konsumieren nicht nur, sie sind gleichzeitig Produzentinnen und Mitkonstruierende ihrer Beziehungen zur sich selbst und zur Welt.⁸ Durch ihre Kommentare, durch ihre Äußerungen von Zustimmung und Weiterverbreitung gestalten sie Verkündigung mit. Auf diese Weise entsteht ein Priestertum der Glaubenden im neuen Gewand. Ähnlich wie in der Zeitenwende der Reformation erzeugt es Verunsicherung, wenn Menschen die Kommunikation und Deutungshoheit in ihre eigenen Hände nehmen und damit der Kontrolle von Wissenschaft und theologischer Lehrmeinung entziehen. Umso wichtiger, dass wir hinschauen, wie im digitalen Raum kommuniziert wird. Es ist die zeitgemäße Form, „dem Volk aufs Maul zu schauen“, wie es Martin Luther getan hat. Wir müssen lernen, uns in dieser Form der Kommunikation zu bewegen. Nicht um unsretwillen, sondern weil es unser Auftrag ist, die Botschaft, die wir selber empfangen haben, weiterzusagen.

Fazit:

Geistlich – solidarisch – überzeugend. So wünsche ich mir unsere Kirche. Dafür ist es nötig, zu Kräften zu kommen. Und sich auf Gott auszurichten. Wir sind eine geistliche Gemeinschaft, das darf und soll unser Handeln bestimmen. Glaube und Verantwortung gehört zusammen. Es kann uns nicht egal sein, wie wir unser Miteinander als Kirche und in der Gesellschaft gestalten. Wir sind gewiesen an die Seite derer, die Unterstützung brauchen. Bei allem, was wir tun, dürfen wir mit mehr Selbstbewusstsein und Überzeugung auftreten. Es wäre ein Verlust für die gesamte Gesellschaft, wenn es uns nicht mehr gäbe: weil wir zum Frieden, zur Gerechtigkeit und zum Humanen der Gesellschaft beitragen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

⁷ Laut einer Erhebung der Konrad-Adenauer-Stiftung erreichte der HVD 2017 in Berlin 18,1% der Schülerinnen und Schüler (Evangelisch: 22,1%, Katholisch: 6,9%, muslimisch 1,5%)

⁸ vgl. Swantje Luthe, Priestertum aller Glaubenden? Digitale Formen von Andacht und Partizipationsmöglichkeiten. In: Praktische Theologie, Jg. 52, Gütersloh 2017, S. 34